

Kurzgeschichten

von Erwin Kohaut

Wien, 7. Juni 2015

© Erwin Kohaut

Inhaltsverzeichnis

Autobiographisches	2
1 1955	2
2 1956	4
Über Personen mit besonderen Fähigkeiten	6
3 Der Pianist	6
4 Der Präkognost	10
5 Der Psychokinetiker	13
6 Der Plasmationsauratiker	16
Diverses	21
7 Die Schlange	21
8 Louisa	22
9 Exklusivinterview mit Gott	24

Autobiographisches

1 1955

In dem Jahr, in dem ich 10 Jahre alt wurde, erhielt Österreich seinen Staatsvertrag, der es dem Land ermöglichte, ohne Besatzung zu existieren. Aus den Jahren davor habe ich noch die „4 im Jeep“ in Erinnerung, jeweils einen Ami, Russen, Engländer und Franzosen, die gemeinsam in einem Jeep durch die Gegend fuhren, um uns zu kontrollieren. Sie waren im 2. Weltkrieg die Sieger geblieben und die Generation vor mir (der Krieg war knapp vorbei, als ich geboren wurde), muss jede Menge falsch gemacht haben, um dermaßen kontrollierenswert gewesen zu sein (tatsächlich habe ich über die Hintergründe lange Zeit nichts erfahren; weder in der Familie noch in der Schule ist über diese Zeit geredet worden – und selbst heute, 2013, ist es nicht einfach, von Zeitzeugen Ungefiltertes darüber zu erfahren).

Besonders gestört haben mich die Russen; nicht nur deshalb, weil ich in Kaisermühlen, einem russisch dominierten Teil Wiens zu Hause war, sondern weil auch das Umland Wiens unter russischer Besatzung stand, und bei Wanderungen stieß man da und dort auf russische Soldaten, was immer ein ungutes Gefühl in mir hinterließ.

Als dann Raab und Figl die Russen unter den Tisch getrunken und somit den Staatsvertrag ermöglicht hatten, der am 15. Mai 1955 im Schloss Belvedere in Wien unterzeichnet wurde, hielt ich mich zu diesem Zeitpunkt gerade auf der Müllhalde („Mistgsettn“ war unser umgangssprachlicher Ausdruck dafür) auf, die dort war, wo sich heute der Donaupark und die UNO-City befinden. Viele Meter hoch hatten die ständig anrollenden Müllautos ihre Fracht bereits aufgeschüttet, immer weiter Richtung Nordwesten hin, bis zur Wohnsiedlung „Bruckhaufen“; das illegal entstandene „Bretteldorf“ – eine Bruchbudensiedlung der Ärmsten – musste weichen. Fast der ganze Donaupark steht auf Müll; dort aber, wo man später die UNO-City und die angrenzenden Hochhäuser gebaut hat, wurde der Müll um teures Geld wieder abgegraben und am Rautenweg neu aufgeschüttet. Klarerweise war das meiste davon bereits verrottet, nur Nylonstrümpfe und das beim Maschinschreiben verwendete Kohlepapier für Durchschlagkopien hatten der Verrottung standgehalten und hingen wie neuwertig aus den braunen Müllwänden.

Davon aber war man 1955 noch weit entfernt, als ich ganz oben auf dem Müllberg stand und Ausschau hielt nach schönen Stücken wie Scherben von Kristallglas oder bemaltem Porzellan oder aber den Innereien technischer Geräte. Als ich bei meiner intensiven Suche die Pummerin über die Donau herüber läuten hörte, wusste ich, dass der Staatsvertrag unterzeichnet war und ein Gefühl der Befreiung machte sich in mir breit.

Aus den Medien habe ich später erfahren, dass Figl vom Balkon des Belvedere dem davor stehenden Volk verkündet hatte: „Österreich ist frei!“ – ein Satz, an den ich im folgenden

Jahr 1956 erinnert werden sollte (siehe den nächsten Artikel).

Anmerkungen:

- Leopold Figl: damals österreichischer Außenminister
- Julius Raab: damals österreichischer Bundeskanzler
- Pummerin: die größte Glocke Österreichs, hängt im Nordturm des Stephansdomes

2 1956

Aus dem Jahr 1956, in dem ich elf wurde, haben sich vor allem zwei Erlebnisse unauslöschlich in mein Gedächtnis gebrannt.

Das erste geschah im Mai: Die Aufmärsche zum 1. Mai, die die Wiener SPÖ vor dem Rathaus veranlasst, waren damals noch richtig große Ereignisse. Die Gemeindebauten waren Fahnenmeere in Rot-Weiß-Rot; wichtige Straßen waren wegen der Massen, die aus allen Teilen Wiens zum Rathaus und dann auch wieder zurück marschierten, bis 14 Uhr für jeglichen Verkehr — selbst den öffentlichen — gesperrt.

Auch in Kaisermühlen setzte sich stets ein langer Trupp in Bewegung. Vorne gingen die Fahnenträger, dann jene mit Transparenten, und hintennach folgte der lange Schwanz jener, die nur kleine Fähnchen schwenkten. Für Invalide, Greise und Kinder war ein Transport mit LKW's organisiert, und so saß ich 1956 auf der offenen Ladefläche eines solchen Wagens und genoss die Fahrt zum Rathausplatz. Dort angelangt, blieben wir vor dem Burgtheater stehen und blickten auf die Tausenden, die bereits vor dem Rathaus mit der großen Rednertribüne standen sowie auf jene Tausenden, die immer noch herbeiströmten und den Platz bis zum Bersten füllten. An die Reden, die damals geschwungen wurden, kann ich mich nicht mehr erinnern, obwohl sie gewiss pfeffrig gewürzt waren, stand doch in diesem Jahr noch eine Wahl zum Nationalrat bevor – jenes Ereignis, das sich bei mir eingebrannt hat, war folgendes: Einer der heranmarschierenden Trupps trug ein Transparent vor sich her und schrie auch den darauf stehenden Text aus vollem Hals: „Österreich ist noch nicht frei, wir haben noch die Volkspartei!“

Dieses „Österreich ist noch nicht frei!“ ein Jahr nach Figls erlösendem „Österreich ist frei!“ hat mich dermaßen traumatisiert, dass es mir ein Leben lang unmöglich war, anlässlich irgendeiner Wahl das Kreuzerl bei der SPÖ zu machen, obwohl es unter meinen Vorfahren sehr treue SPÖ-Wähler gab, die auch durchaus versuchten, mich zu beeinflussen. Es ist dies nur ein Beispiel dafür, wie man einen möglichen zukünftigen Wähler schon als Kind verlieren kann.

Das zweite eingeprägte Ereignis fand im Dezember statt. Nachdem im Oktober das ungarische Volk gegen die sowjetische Besatzung und die eigene Regierung, die ja nur aus Marionetten der Sowjets bestand, zu revoltieren begonnen hatte, und nachdem im November die Sowjetarmee in Ungarn einmarschiert war und den Aufstand niedergeschlagen hatte, flüchteten hunderttausende Ungarn nach Österreich, von wo sie sich in alle Welt zerstreuten.

Ein elfjähriger Flüchtling kam in meine Klasse. Weder konnte er Deutsch noch wir Ungarisch und er verstand auch kein Englisch, weil die Ungarn zu jener Zeit Russisch statt Englisch lernen mussten, und so gab es keine Möglichkeit der Verständigung außer durch Gestik und Mimik.

Krampus und Nikolaus sind ja bei uns immer eng verbunden; der Krampus bringt die Schläge, der Nikolaus das Süße, und so hatte unser Klassenvorstand die Idee zu einer kleinen Feier. Anfang Dezember zog jeder einen Namen, dessen Träger er ein Geschenk machen sollte und dafür auch von irgendjemandem eines erhielt. Die Päckchen verschwanden alle in und mit einem Sack, der dann am nächsten Tag wieder auftauchte, als ältere Schüler als Krampus und Nikolaus verkleidet bei uns erschienen mit dem höheren Auftrag, Angst und Freude bei uns zu verbreiten, und jeder erhielt sein Geschenk. Der Ungar aber, der bei der Sache nicht mitmachen konnte, erhielt als einziger ein Päckchen nicht von einem anderen Schüler, sondern vom Klassenvorstand selbst. Es war mit einem kleinen, schwarzpelzigen Krampus geschmückt. Noch bevor unser ungarischer Kamerad das Geschenk öffnete, riss er den Krampus herab, legte ihn auf den Tisch, hämmerte mit der Faust darauf und rief: *„Pfui Russki! Pfui Russki!“*

Dabei standen Tränen des Zorns und der Verzweiflung in seinen Augen und diese Szene war so emotional, dass ich sie nie vergessen werde.

Über Personen mit besonderen Fähigkeiten

3 Der Pianist

Er mischte die Szene auf wie ein Wirbelwind und nichts hätte ihn dabei bremsen können als seine eigene Zurückhaltung.

Erstmals wurde er in der Musikwelt wahrgenommen, als er, knapp dreizehnjährig, eine renommierte Musikschule in einer mittelgroßen, geschichtsträchtigen Stadt aufsuchte und, niemanden vorfindend, den Klängen von Musik in den ersten Stock folgte, wo im Festsaal gerade Kostproben der begabtesten Schüler zum Besten gegeben wurden. Irgendwie betrat er den Saal durch die falsche Türe, weil er sich plötzlich mitten im Geschehen befand, das heißt auf der Bühne und direkt vor dem höchsten Publikum. Der Schüler, der gerade am Spielen war, fühlte sich durch sein unerwartetes Auftreten irritiert und unterbrach das Spiel.

Die Leiterin des Konzerts, die vor den hohen, geladenen Gästen einen guten Eindruck bezüglich der Leistungsfähigkeit der Schule hinterlassen wollte, sprang auf und fuhr den Eindringling an mit der Frage, was er denn hier wolle. Musik spielen, war seine offene Antwort. Dabei verhielt er sich so, dass sich eine ganz eigene Stimmung über den Saal legte, die auch die erregte Leiterin zur Ruhe brachte, und sie fragte ihn, welches Instrument er denn spiele. Klavier, sagte er. Um die Sache ohne lange Diskussion und Gesichtsverlust zu beenden, bat sie den unterbrochenen Schüler um eine Pause und sagte zu dem Eindringling, er möge etwas vorspielen.

Und wie es seine Art war, setzte er sich an den Flügel, verhielt einige Zeit wie in stiller Andacht, ließ dann seine Hände über die Tasten gleiten und zauberte aus einem Volkslied einen so raffiniert geflochtenen Klangteppich, dass die Zuhörer alles darüber vergaßen und nur noch das Jetzt zählte. Nachdem er geendet hatte, klatschte auch niemand, weil alle wie gelähmt dasaßen und zu realisieren versuchten, was sie da eben erlebt hatten.

Als die Leiterin wieder fähig war zu sprechen, fragte sie ihn, woher er denn so spielen könne, und erfuhr, dass er in der Schule eines winzigen, abgelegenen Dorfes von der einzigen Lehrerin, die es dort gab, das Klavierspiel gelernt und dann selbst weiterentwickelt hätte. Da er nun nichts mehr von ihr lernen könne, möge er sich an einer Musikschule bewerben, habe sie ihm gesagt – und da sei er nun. Ob denn das Klavier überhaupt gestimmt gewesen sei, wollte ein fachkundiger Zuhörer wissen. Nein, eher nicht; aber es sei ihm gelungen, dass sie sich aufeinander eingestellt hätten, und dann habe es zu seinem Spiel gesungen. Da ahnten sie, dass sie einen jener sagenhaften Musiker vor sich hatten, von denen nur Legenden berichten, weil sie so selten sind; denen sich Musikinstrumente bedingungslos hingeben; die nicht nur von dieser Welt sind, sondern auch von einer dahinterliegenden Welt inspiriert sind, ohne deren Mitwirken aber wahre Musik ohnehin kaum denkbar wäre.

Wie die Lehrerin heiße, wollte jemand wissen, denn wenn sie ihn so weit habe bringen können, musste sie ja auch über große Fähigkeiten verfügen. Als er ihren Namen nannte, erinnerten sich so manche an eine junge Pianistin mit großem Talent, die mehrere Wettbewerbe gewonnen hatte und der eine glorreiche Zukunft bevorstand. Nach einem Unfall, der sie entstellte und ihrer körperlichen Fähigkeiten weitgehend beraubt hatte, war sie von der Bildfläche verschwunden und bald dachte niemand mehr an sie. So hatte sie sich also an abgelegener Stelle auf die Arbeit mit der Jugend konzentriert und war offenbar dazu auserkoren worden, ihr Talent dafür zu verwenden, ein noch viel größeres zum Erlhlen zu bringen.

Der Direktor, der ein Beethoven-Liebhaber war, fragte ihn, ob er schon Beethoven-Sonaten gespielt habe, und da er verneinte, holte der Direktor die Noten der Waldsteinsonate und gab sie ihm zum Spielen. Statt sich aber damit ans Klavier zu setzen und vom Blatt zu spielen, blttertete er das ganze Notenheft aufmerksam durch und legte es dann zur Seite. Nachdem er einige Zeit wie in Trance am Klavier gesessen war, spielte er die Sonate auswendig, aber so, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan als eben jene Sonate zu spielen. Die Zuhörer hatten dabei das merkwürdige Gefühl, als wäre Beethoven selbst anwesend gewesen und hätte dem Spielenden die Hände geführt. Und genau so saß dieser da, vornüber gebeugt, in höchster Konzentration, und schaute dem wahnwitzigen Spiel seiner Finger zu. Kein Ton erklang so, als hätte er nicht sein müssen, und nie hatte man die Sonate so gehört wie eben jetzt – als hätte Beethoven sie selbst gespielt; nein – als hätte er selbst die Finger eines jungen, begnadeten Musikers geführt auf einem Instrument, dessen Technik es zu seiner Zeit so noch nicht gab und das er nun, zweihundert Jahre später, dazu verwenden wollte, um die Sonate in Vollendung erklingen zu lassen.

Obwohl er sein Lieblingsstück nun so gehört hatte, als wäre es aus dem Himmel selbst gekommen, wollte der Direktor, als er nach geraumer Zeit wieder zu sprechen vermochte, wissen, warum er nicht die Noten vor sich stehen habe, um sich vom Notenbild inspirieren zu lassen. Das sehe er, gab er zur Antwort, aber nicht auf dem Papier, denn das müsste er umblättern. Wenn er die Partitur anschauete, so halte er sie in seinem Gedächtnis fest und spiele vom Blatt, aber von jenem, das sich in seinem Kopf befinde.

Um es kurz zu sagen, wurde der Nachmittag zu einem vollen Erfolg und er wurde von der Schule aufgenommen in der Hoffnung des Direktors, nunmehr in der Öffentlichkeit so bekannt zu werden, dass sein Name als Leiter der Schule in die Geschichtsbücher der Musik eingehen werde.

Besonders gerne spielte er an Nachmittagen, wenn er alleine war, und dann zogen noch nie gehörte Klänge durch das Schulgebäude, die wirkten, als wäre eine ganze Schar von Komponisten um ihn herum versammelt und würden einander Teile ihrer Musik zuwerfen, aus denen ein wirrer Teppich entstand, aber so genial und umwerfend, dass des fteren jemand diesen Klängen über die Gänge folgte, um vor der Türe zu lauschen.

Den ersten großen Auftritt in einem Konzertsaal hatte er außer Programm: Sein Direktor war mit einer Schülergruppe zu einem abendlichen Konzertbesuch in eine Nachbarstadt gefahren, bei dem des Direktors Lieblingskonzert gespielt werden sollte: Beethovens 5. Klavierkonzert. Nach der Pause erschien ein Sprecher auf der Bühne, der zu seinem Bedauern mitteilte, dass der Pianist erkrankt sei und das Orchester deshalb ein geändertes Programm spielen müsse. Da erhob sich der Direktor und meinte, er habe jemanden in seiner Gruppe, der das Konzert spielen könnte.

Während das Orchester ein anderes Stück spielte, wurde bei einer hektischen Besprechung in der Direktion des Konzerthauses dem Vorschlag zugestimmt, dass der junge Schüler der Musikschule das Solo spielen sollte, und das Klavierkonzert wurde an das Ende des Abends verschoben. Auf die Frage, ob er das Konzert schon kenne, verneinte er, aber sein Direktor versicherte, dass er nur die Partitur durchlesen müsse, um es daraufhin spielen zu können. Da die Zeit drängte, erhielt er die Partitur, blätterte sie aufmerksam und mit zunehmender Begeisterung durch, legte sie dann weg und machte sich auf den Weg zurück in den Konzertsaal.

Als er an der Reihe war, bestieg er das Podium, wechselte einige Sätze mit dem Dirigenten und nahm am Klavier Platz, um dort mit gesenktem Kopf in eine Art Trance zu versinken. Als er aus dieser erwachte und dem Dirigenten zunickte, war der ganze Saal erfüllt von einer Atmosphäre, in der es niemand wagte, sich auch nur zu räuspern. Als der Dirigent den Einsatz gab und die Musiker zu spielen begannen, hatten sie das Gefühl, durch nie erlebte musikalische Räume zu fliegen. Und als der Solopart begann, war es wie eine Steigerung ins Unermessliche. Jeder im Publikum fühlte, wie er auf eine Reise in nie Gehörtes und nie Gespürtes mitgenommen wurde.

Am Ende des Konzertes fehlte jeglicher Applaus, weil alle damit beschäftigt waren, aus einer anderen Welt zurückzukehren. Die im Saal anwesenden Journalisten berichteten am nächsten Tag begeistert in ihren Medien über das „Konzert des Jahrtausends“.

Aus aller Welt regnete es Einladungen, von denen aber nur die wenigsten angenommen werden konnten, obwohl der Direktor bei jeder Gelegenheit, die der Schulbetrieb zuließ, mit ihm auf Reisen ging – und die Welt der Musik lag ihm zu Füßen.

Neben den vielen Begeisterten gab es aber auch jene Kritischen, die Mitschnitte seiner Konzerte aufs Genaueste analysierten und auf Erstaunliches stießen: Nicht nur, dass er in der Lage war, schneller als jeder andere zu spielen; es gelang ihm auch noch bei höchstem Tempo, die Stärke des Anschlags so exakt zu kontrollieren, dass er durch deren raffinierte Variation der Musik eine zusätzliche Dimension zu verleihen vermochte. Ein Akustiktechniker wollte sogar festgestellt haben, dass er in der Lage war, genau 32 unterschiedliche Anschlagstärken zu spielen, wozu sonst nur ein programmiertes Klavier in der Lage sei; und besonders auffällig war dabei, dass 32 auch im binären Zahlensystem, das für Compu-

ter verwendet wird, als fünfte Potenz von 2 eine Rolle spielt.

Aufgrund dieser Fähigkeiten tauchte alsbald die Vermutung auf, er wäre gar kein menschliches Wesen, sondern bloß ein exzellent gebauter Roboter in menschlichem Gewand.

Als ihm dies zu Ohren kam, amüsierte er sich zunächst darüber, zog sich dann aber allmählich aus der Öffentlichkeit zurück und findet nun nach wie vor sein Glück darin, mit seinen Freunden, den Komponisten aus der dahinterliegenden Welt, launige Stunden am Klavier zu verbringen und die gewagtesten, verrücktesten und tollsten Stücke zu spielen, die die Welt je gehört hätte – vorausgesetzt, sie hätte zugehört.

4 Der Präkognost

Eine merkwürdige Geschichte ereignete sich 2013 bei den Alpinen Schiweltmeisterschaften in Schladming. Ein Radioreporter befragte vor einem Rennen Leute aus dem Publikum, wen sie auf den Medaillenträgen erwarteten. Von dem allgemeinen Rätselraten und Gestammel hob sich eine Stimme ab, die, ohne zu zögern und mit Bestimmtheit die ersten drei nannte. Als nach dem Rennen die Genannten auch tatsächlich das Podest bestiegen, war das allgemeine Erstaunen groß über jemanden, der so grandiose Vorhersagen machen konnte. Der Reporter holte einen anwesenden Physikprofessor in Pension vors Mikrofon, der vielen von seinen TV-Auftritten her bekannt war, mit denen er sich die Zeit vertrieb. Dieser glaubte an die Richtigkeit seines einfachen Weltbildes und erklärte das Zutreffen der Vorhersage für puren Zufall, weil ja die Zahl der Medaillenanwärter überschaubar und daher jene der möglichen Kombinationen für die ersten drei Plätze nicht übermäßig groß gewesen sei. Die Erklärung fand überwiegend Anklang und nur wenige sahen angesichts der Art und Weise, wie die Prophezeiung gemacht worden war, eine vage Möglichkeit zur Aushebelung der Statistik.

Auch am nächsten Tag holte der Reporter im Zielraum Leute vors Mikrofon, um Prognosen für das bevorstehende Rennen zu erhalten. Irgendwann wurde er des Mannes gewahr, der am Vortag für Aufsehen gesorgt hatte und er bahnte sich einen Weg durch die Menge, um an ihn heranzukommen und ihn nochmals befragen zu können.

Können Sie uns auch heute die drei Erstplatzierten erraten?

Nein — ich rate nicht, ich weiß sie.

Wie können Sie sie wissen, wo doch das Rennen noch gar nicht begonnen hat?

Ist eben eine Begabung von mir, Dinge vorherzuwissen.

Aber es gibt doch immer wieder sogenannte Wahrsager, die Falsches vorhersagen.

Ja, das sind die Scharlatane, die damit auffallen oder verdienen wollen, aber nichts wirklich wissen.

Können Sie uns also die drei Erstplatzierten vorhersagen?

Das wäre unverantwortlich.

Aber gestern haben Sie es ja auch getan.

Ja, weil gestern niemand ahnen konnte, dass es stimmen würde. Aber heute könnte jemand schon damit rechnen und meine Vorhersage dadurch torpedieren, dass er einen der drei gewaltsam aus dem Verkehr zieht. Ich werde Ihnen also nur Vorhersagen machen, die man nicht so leicht zerstören kann: die Rückstände des 2. und 3. auf den 1. werden 0,23 und 0,78 Sekunden sein, der 1. wird eine Zeit von 1:59,02 erreichen.

Herr Professor XY hat gestern gemeint, dass die Wahrscheinlichkeiten für so etwas noch ziemlich groß sind und die Vorhersage mit etwas Glück zufällig richtig ist.

Mag sein, aber die Wahrscheinlichkeit für gestern und heute zusammen wird schon deutlich kleiner. Skeptiker argumentieren immer so, dass noch eine winzige Wahrscheinlichkeit für

einen zufälligen Treffer vorhanden ist, und exakt Null wird sie natürlich nie. Und der Herr Professor mit seiner eingeschränkten Weltsicht ist nun mal ein Skeptiker.

Können Sie es nicht so unwahrscheinlich machen, dass Sie auch den Herrn Professor überzeugen können?

Ich kann die Wahrscheinlichkeit sehr stark senken, aber nicht zu Null machen, und Sie werden sehen, dass der Herr Professor auch dann dabei bleiben wird, wenn die Wahrscheinlichkeit 1 zu eine Trillion beträgt.

Nun? Mittlerweile hatte das Rennen bereits begonnen.

Der Läufer, der jetzt unterwegs ist, wird 28., der übernächste Läufer wird stürzen und aufgeben, der überübernächste wird auch stürzen, sich aber wieder aufrappeln und weiterfahren – und morgen wird der Papst seinen Rücktritt bekannt geben, was erst einmal in 2000 Jahren passiert ist. Ich meine, das alles senkt die Wahrscheinlichkeit auf ungefähr 1 : 1 Trillion. Aber vergessen Sie den Professor.

Um das Rennen zu kommentieren, war mittlerweile ein anderer Reporter auf Sendung gegangen, so dass die Zuhörer von den neuen Prophezeiungen nichts mitbekamen. Der interviewende Reporter, der von der Unterhaltung eine Tonbandaufnahme gemacht hatte, verständigte aber den Professor davon, der später dazu Stellung nahm: Es sei sehr professionell und eindrucksvoll gemacht. Er wisse nicht, welcher Trick dahinter stecke. Aber selbst, wenn das nicht der Fall sein sollte, so gebe es für alles zusammen eine winzige Wahrscheinlichkeit von 1 : 1 Trillion, und diese sei eben eingetroffen.

Als der Reporter am nächsten Tag den geheimnisvollen Prophezeier wieder vors Mikrofon bekam und ihn danach fragte, ob er nicht erklären könne, was hinter seinem Erfolg stecke, erhielt er zur Antwort: Das, was dahintersteckt, würde das Weltbild des Professors total zerstören. Dann verschwand er in der Menge und tauchte in Schladming nicht mehr auf.

Eine Zeitlang wurde über ihn noch diskutiert und gerätselt, vor allem darüber, warum er nicht die Lottogewinne dieser Erde einstreifte, aber allmählich verlor sich auch dies. Die Methode, über Vorwissen mit einer solchen Sicherheit verfügen zu können, blieb für andere stets unbekannt und war bald auch nicht mehr Gegenstand des öffentlichen Interesses. Nur in Insiderkreisen galt er fortan als leuchtendes Beispiel, und Wahrsager bedienten sich seiner, um darauf hinzuweisen, was an Vorhersagerichtigkeit möglich sei, auch wenn sie damit stets weit hinter ihrem Vorbild blieben. Für die Kunden der Wahrsager aber hatte sein Auftreten die fatale Folge einer erheblichen Verteuerung der Vorhersagen, die allerdings ihr Geld nicht wert waren.

Als ich wenig später in einem Wiener Kaffeehaus saß und die Bestellung eines anderen Gastes mithörte, erkannte ich seine Stimme wieder. Wir kamen ins Gespräch, bei dem er sich durchaus umgänglich zeigte, aber doch auch so weit zurückhaltend war, dass es mir

schwer fiel, ihm Details über seine Fähigkeit zu entlocken. Ich fragte ihn, woher er sein Wissen beziehe und bekam zur Antwort: Stellen Sie es sich der Einfachheit halber so vor, als hätte ich alle Berichte darüber bereits im Voraus konsumiert – und es gäbe einen Informationsspeicher, in dem das alles enthalten sei. Auf meine scherzhafte Frage, ob er schon einen Euromillionen-Jackpot geknackt hätte, erhielt ich aber ein klares Nein und fand bei der anschließenden Unterhaltung darüber heraus, dass er der Überzeugung sei, eine solche Gabe erhalte nur jemand, der sie nicht missbrauche. Er lehne es nicht prinzipiell ab, Gewinn damit zu machen, wenn er dadurch die Welt verbessern könne. Danach verfiel er aber in einen grüblerischen Monolog darüber, was man überhaupt unter einer Verbesserung verstehen könne, wenn man kein absolutes Maß für besser oder schlechter besitze. Mit Fortdauer unseres Gesprächs wuchs in mir die Überzeugung, seine Fähigkeit sei nicht nur von dieser Welt und es gebe etwas im Hintergrund, das als moralische Instanz auf ihn wirke. Abschließend meinte er, dass er einstweilen seine Fähigkeit nur so weit einsetzen wolle, als es ihm sinnvoll erscheine, der Welt zu zeigen, dass es sie gibt, ohne aber Schaden damit anzurichten. Zum Abschied prophezeite er mir noch für denselben Tag einen finanziellen Gewinn – und tatsächlich hatte ich nach der Euromillionen-Ziehung am späten Abend eine 4 + 0, obwohl er – nach herkömmlicher Meinung – gar nicht wissen konnte, dass ich gespielt hatte.

5 Der Psychokinetiker

Die meisten Psychokinetiker, über die berichtet wird, bewegen mit der Kraft ihrer Gedanken relativ kleine Objekte wie Zündholzschachteln, Feuerzeuge oder Essbesteck über eine Tischplatte oder durch die Luft.

Nicht so der, von dem ich hier berichte. Als sich seine paranormalen Fähigkeiten herumgesprochen hatten, wurden allmählich auch die Medien auf ihn aufmerksam, was aber in seinen Augen nichts Wünschenswertes war, versuchten doch jene entweder in ziemlich hysterischer Weise zu Ergebnissen zu gelangen, die das Publikum faszinierten und somit jeder Ernsthaftigkeit entbehrten; oder aber sie versuchten, durch gezielte Auswahl von Nichtskönnern oder Scharlatanen paranormale Phänomene unglaublich erscheinen zu lassen.

Als er eine ausreichend große Anzahl von Angeboten abgelehnt hatte, erhielt er aber die Einladung eines renommierten Fernsehsenders, der ihm völlig freie Hand bei der Auswahl dessen zusagte, womit er seine Fähigkeiten zeigen wollte.

Also bestand sein Angebot in Folgendem: Er würde als Rucksacktourist durch eines der gefährlichsten Wohngebiete der Welt trampeln, einer Slumgegend in Südafrika, in der die Zahl der Verbrechen wahnwitzig hoch ist, ihre Aufklärungsrate hingegen verschwindend gering. Als wohlhabend zu erkennender Weißer würde er ganz alleine eine Stunde lang unter lauter Schwarzen unterwegs sein, ohne dass ihm auch nur ein Haar gekrümmt würde.

Nur ganz wenige Leute des Senders sollten darüber Bescheid wissen, wann und wo das Experimente stattfinden würde, aber dennoch musste der erste Versuch abgesagt werden, weil ein Mitarbeiter diesen scheitern lassen wollte und einen Killer beauftragt hatte, ihn auf offener Straße zu erschießen.

Beim zweiten Versuch sah er diesbezüglich keine Gefahr mehr und somit startete er seinen Gang, gefilmt von kleinen, hoch fliegenden Quadcoptern, die aber nicht nur ihn im Bild hatten, sondern auch einen großzügigen Teil seiner Umgebung. Er selbst trug sowohl im Hut als auch im Rucksack Kameras, mit denen er seine Wanderung bildlich dokumentierte. Und hatten alle erwartet, dass er als gut gekleideter Weißer unter lauter Schwarzen diese zu Gewalttaten reizen würde, sah man auf den Videos, dass alles um ihn herum völlig ruhig blieb – unwirklich ruhig verglichen mit dem, was sich in seiner Umgebung abspielte, die ja von den Fluggeräten mitgefilmt wurde. Wo auch immer er ging, schien alles in sonniger Friedlichkeit versunken zu sein; es war eine Stunde ohne Untat in seiner näheren Umgebung, während etwa hundert Meter von ihm entfernt der Alltag in jener Gegend ablief, mit Diebstahl und Raub, Schlägereien, Totschlag und Mord.

Die Schneise der Ruhe, die er durch jenes Gebiet gezogen hatte, unterschied sich dermaßen vom dort Üblichen, dass niemand erklären konnte, warum nichts geschehen war, außer dass

nichts geschehen war. In der Diskussion, die nach der Sendung stattfand, wurde er auch bloß für verrückt erklärt, sich einer solchen Gefahr ausgesetzt zu haben. Die Tatsache aber, dass nichts geschehen war, wurde als unwahrscheinliches Glück abgetan. Niemand wollte seiner Erklärung folgen, mittels Psychokinese für Ruhe gesorgt zu haben dadurch, dass er alle, die eine strafbare Handlung setzen wollten, gewissermaßen zum Nichthandeln gezwungen hatte. Heute scheint mir klar, dass das, was er getan hatte, schwer als Psychokinese einzusehen war, weil es jene bei weitem überstieg: als Kombination nämlich, zuerst das geistige Vorhaben erkannt und dann dessen Ausführung verunmöglicht zu haben, sei es durch Beeinflussung des Geistes oder des Körpers – dessen bin ich mir noch nicht sicher.

Mit Medien hat er seither nie wieder zusammen gearbeitet und überlässt es diesen, auf die gewohnte Weise das Publikum zu unterhalten oder zu verärgern.

— — —

Einige Jahre später, der Psychokinetiker dieser Geschichte war längst wieder in Vergessenheit geraten, geschahen in jener Stadt, in der er wohnte, höchst seltsame Dinge: Hatte jemand ein Verbrechen begangen, so wurde er nicht selten plötzlich wie von einer unsichtbaren Kraft an die nächste Mauer geschleudert, wo er haften blieb. Jeder Versuch, ihn abzunehmen, scheiterte kläglich und führte nur dazu, ihn zu verletzen oder gar zu verstümmeln. Wurde versucht, die Mauer abzutragen, so gelang dies nicht, weil sie über die Maßen hart wurde. Alles, was blieb, war, darauf zu warten, dass sich der Verbrecher wieder von der Mauer löste und zu Boden fiel, was je nach Schwere seiner Tat Stunden, Tage oder auch Wochen dauerte, und manche stürzten erst, nachdem sie gestorben waren.

Niemand wusste mit diesen Vorfällen etwas anzufangen, widersprachen sie doch allen wissenschaftlichen Erkenntnissen über Menschen, Mauern und überhaupt. Auch mit dem Psychokinetiker sah niemand einen Zusammenhang, war doch das, was er vor Jahren getan hatte, gar nicht als Psychokinese angesehen worden und war auch zu sehr verschieden gewesen von dem, was jetzt geschah.

Wieder einige Zeit später verlagerten sich solche Vorkommnisse in die Gerichtssäle. Kam bei einer Verhandlung heraus, wie grausam der Täter sein Opfer misshandelt hatte, und war dann das Urteil nicht entsprechend hart, konnte es schon passieren, dass der Täter plötzlich wie von einer mächtigen Hand an die Decke gerissen wurde und dort eine Strafe erhielt, die sich von jener irdischer Jurisprudenz erheblich unterschied. So mancher Mörder wurde, an der Decke hängend, von einer unsichtbaren Kraft dermaßen zugerichtet, dass er dort ebenso elendiglich starb wie er sein Opfer hatte sterben lassen.

Nirgends sprachen sich diese fürchterlichen Vorkommnisse rascher umher als in Verbrecherkreisen und da die Angst wuchs, nahm die Zahl der Verbrechen im gleichen Maße ab. Und da erst fiel mir wieder der Psychokinetiker ein, der es ja damals auch geschafft hatte, die Zahl der Verbrechen in seiner Umgebung zu reduzieren; anders zwar, aber wer schon ist überhaupt in der Lage dazu? Also machte ich mich auf die Suche nach ihm und wurde zum Gerichtssaalkiebitz. Sobald ein Täter an die Decke gezogen wurde, hielt ich Ausschau nach dem Psychokinetiker; anfangs vergeblich, doch dann fiel mir ein, dass ja in Südafrika seine Wirkung etwa hundert Meter weit gereicht hatte, und ich machte mich auf die Suche nach ihm auch außerhalb des Gerichtssaals, klapperte Gänge, Toiletten und Büros ab und wurde tatsächlich fündig. Ich ließ mir nicht anmerken, dass ich auf der Suche nach ihm gewesen war, aber er hat es wohl bemerkt.

Gesprochen habe ich darüber weder mit ihm noch mit sonst jemandem, so dass vermutlich niemand außer ihm und mir die Zusammenhänge kennt.

6 Der Plasmationsauratiker

Bei dieser Geschichte handelt es sich um die Auskoppelung eines Kapitels aus meinem noch unveröffentlichten Roman e-500 (das ist die Kurzform für „Episode minus 500“. Dieser Titel soll andeuten, dass der Inhalt als Uranfang dessen gelten könnte, was sich mehr als 500 Episoden später in *Star Wars* abspielt).

Auf dem Planeten X der Sonne L33 hatte ein männlicher Vertreter des Volkes der Trolyo, der es schätzte, Ytatong genannt zu werden, die Plasmationsaura erfunden, die, wenn sie eingeschaltet war, seinen Körper wie ein rötliches Leuchten umgab. War sie schwach, überzog sie ihn nur wie eine Schicht dünnen Glimmlichts, aber er konnte sie auch auf Handbreite ausdehnen, und dann umhüllte sie ihn wie ein Strahlenpanzer.

Bei seinen ersten Experimenten war er immer ein ganzes Stück im Erdboden versunken und nackt aus diesem Loch wieder hervorgekrochen. Ersteres, weil diese Aura auch seine Füße umgeben hatte, wodurch der Boden plasmatisiert worden war, und zweiteres, weil die Aura abstandslos an seinem Körper angelegen war. Mit der Zeit aber hatte er gelernt, zunächst die Aura um sich so zu formen, dass seine Fußsohlen frei davon blieben, später auch, dass sie die Kleidung, die er trug, unbehelligt ließ, und schließlich konnte er durch die Kraft seiner Gedanken auch Objekte, deren er sich bedienen wollte, damit überziehen und so vor Zerstörung bewahren. Eigentlich war es nur eine Sache unbeirrten Trainings gewesen, dass er es schließlich seinem Unterbewusstsein überlassen konnte, die Formung seiner Aura zu übernehmen, während er in seinem Wachbewusstsein wieder die übliche Denkarbeit verrichten und Ziele verfolgen konnte, ohne selbst dabei Schaden zu nehmen.

Wollte er einen Gegenstand zerstören, so brauchte er nur danach zu greifen, und dort, wo der äußere Rand seiner Aura auf Materie traf, wurde diese sofort in Plasma, also ionisiertes Gas, verwandelt. Dadurch war es ihm möglich gewesen, durch die Dinge einfach hindurchzugreifen oder hindurchzugehen, und er war fasziniert von den scharfen Rändern und glatten Flächen, die er in den Dingen hinterließ.

Kleinere Objekte hatte er durch seine Aura vollständig in kleine Wölkchen aufgelöst, und es schien fast so, als wären sie ins pure Nichts verschwunden. War er hingegen auf einen größeren Gegenstand getroffen, so hatte er einen Tunnel hindurchgebrannt, dessen Wände durch seine Bewegungen beim Hindurchgehen merkwürdig geformt waren, oder der Gegenstand war von ihm in zwei Teile zertrennt worden, die auseinandergefallen waren und hinterher einen sehr verwunderlichen Anblick geboten hatten.

Jetzt aber war Ytatong im Straßenverkehr unterwegs, und da er wenig Mitgefühl aufzubringen vermochte, wenn es nicht um ihn selbst ging, wartete er nur die erstbeste Gelegenheit ab, um seine neue Fähigkeit der wohl staunen würdenden Öffentlichkeit vorzuführen. Er

war mit seinem Quan gestartet, einer kleinen, leicht steuerbaren und äußerst beweglichen Plattform, die auf einem Luftpolster dahinglitt; einem Fortbewegungsmittel, das sich im dichten Verkehr der Städte auf X durchgesetzt hatte. Quans waren durch ihre Vielseitigkeit so beliebt, dass an manchen Plätzen die Jugend von X Geschicklichkeitsmeisterschaften durchführte, während etwas ältere Trolyo Rennen am Stadtrand bevorzugten, bei denen nicht selten ein Kopf und Kragen verlor, weil bei der Geschwindigkeit, die hochgezüchtete Quans erreichten, nahezu jeder Unfall tragisch endete.

Ytatong hingegen fuhr gemächlich dahin, genoss es, sich die Luft ins Gesicht blasen zu lassen, wartete aber dennoch gespannt darauf, dass ihn ein anderer Verkehrsteilnehmer durch Begehen eines Fehlers herausfordern würde. Und tatsächlich kam schon bald ein junger Trolyo auf einer Art Schlitten dahergedonnert, leichtsinnig, wie es junge Leute, die sich noch für unsterblich halten, häufig sind, und zog im Hochgefühl seiner fahrerischen Fähigkeiten etliche gewagte Schwünge über die Fahrbahn. Ytatong hätte bremsen müssen, um nicht mit ihm zu kollidieren, schaltete aber stattdessen die Plasmationsaura ein und zerteilte den Schlitten und den Jungen so, dass nur wenige Teile von beidem übrig blieben, mit seltsam schrägen, aber sauberen Schnittflächen versehen, und durch die hohe Geschwindigkeit, die der Junge draufgehabt hatte, waren sie in ziemlich großer Entfernung vom Unfallort verteilt.

Nachdem die Sicherheitsorgane gerufen worden und nach geraumer Zeit endlich eingetroffen waren, standen sie völlig ratlos vor den weit umherliegenden Teilen. So etwas hatten sie noch nie gesehen, und es war verständlicherweise schwer für sie, etwas zu akzeptieren, das sie noch nie gesehen hatten. Ein zu Hilfe geholter Verkehrsexperte kam immerhin zu dem Schluss, dass möglicherweise sowohl vom Fahrzeug als auch vom Fahrer etwas fehlen könnte, und Augenzeugenberichte waren äußerst vage, da niemand wirklich hingeschaut hatte. Es wäre alles viel zu schnell gegangen; ein kurzes rötliches Leuchten; damit wäre schon alles vorbei gewesen und einer sei davongefahren, als wäre er an der Sache überhaupt nicht beteiligt gewesen.

Ytatong aber hatte Lunte gerochen. Das, was er da soeben vollführt hatte, war ja eine wunderbare Methode, um Sünder wider den Verkehr ein für alle Mal aus jenem zu ziehen – und Spaß hatte es ihm auch gemacht. Also beschloss er, Jagd auf Verkehrssünder zu machen, und statt zu trachten, Unfälle durch eigene Vorsicht zu vermeiden, führte er sie absichtlich herbei, indem er seine Geschwindigkeit nicht verringerte oder sogar noch etwas erhöhte, nur um jene, die sich nicht an die Verkehrsvorschriften hielten, dafür zu bestrafen, wie es endgültiger nicht hätte sein können. Nur in einer Situation hatte er keinen Sünder gestraft, sondern die Macht des Stärkeren ausgenutzt, als nämlich ein offensichtlicher Rowdy frontal auf ihn zuraste und keine Anstalten machte, die Geschwindigkeit zu verringern oder auszuweichen, um Ytatong zu zwingen, seinerseits nachzugeben, was dieser aber nicht tat. Das Vorletzte, was ihm vom anderen in Erinnerung blieb, war dessen verbitterte Entschlossenheit, in diesem Duell der Sieger zu bleiben. Das Letzte, was ihm vom anderen in

Erinnerung blieb, waren dessen weit aufgerissene Augen, an denen abzulesen war, dass er mit der Hartnäckigkeit seines Gegners nicht gerechnet hatte. Erst unmittelbar vor dem Zusammenprall schaltete Ytatong seine Aura ein, die daraufhin einen Großteil des anderen, der gerade sein Fahrzeug zu verreißen suchte, verschwinden ließ. Der Kopf flog mit einem kaum nennenswerten Teil des Oberkörpers durch die Trägheit der Masse noch ein ganzes Stück weiter und lag dann, zur Seite blickend, auf dem Boden, was Ytatong dazu bewog, mit seinem Quan umzukehren, das kurze Stück zurückzufahren, in die immer noch ungläubig geöffneten Augen seines Opfers zu blicken und sinngemäß zu sagen: „Gelt? Da schaut.“

Als am Ende jenes Tages bei den Behörden dreiundzwanzig Unfallmeldungen mit ähnlichem Hergang vorlagen, der sich in durchtrennten und teilweise unauffindbaren Fahrzeugen und nur stückweise vorhandenen Leichenteilen äußerten, die bemerkenswert geformte und nicht blutende Schnittflächen aufwiesen, da gab es dann doch ausreichend konvergente Hinweise darauf, dass Ytatong an diesen Vorgängen beteiligt gewesen sein könnte.

Bei der unumgänglichen Verhandlung darüber wusste aber der Behördenvertreter Ytatong nichts anderes vorzuwerfen, als dass etliche Bewohner von X übereinstimmend ausgesagt hätten, er, Ytatong, wäre bei dem einen oder anderen Unfall anwesend gewesen, was dieser auch nicht bestritt, aber er wollte nichts weiter dazu aussagen, als dass er nichts Näheres dazu aussagen könne, da alles viel zu schnell gegangen sei, und die Frage, ob man ihm irgendwelches Fehlverhalten unterstellen wolle, musste der Behördenvertreter mit nein beantworten.

Der Akt über die dreiundzwanzig Fälle wurde wegen Mangels an Beweisen unter der Nummer XL/1843/15/12 zu den unaufgeklärten Fällen gelegt.

Am Tag darauf wiederholte Ytatong sein Treiben im Wesentlichen auf dieselbe Art, nur dass er sich vorgenommen hatte, diesmal noch strenger vorzugehen als am Vortag. Zu seiner Zufriedenheit waren die für den Straßenverkehr auf X erlassenen Gesetze ausreichend kompliziert ausgefallen, dazu noch teilweise ziemlich praxisfern, so dass sich die meisten Bewohner von X entweder unzulänglich darin auskannten oder sich nicht genau genug daran halten wollten oder beides zusammen. Ytatong hingegen kannte die Gesetzeslage perfekt und hielt sich auch strikt daran – zum Nachteil jener, auf die er mit seinem Quan beim Begehen ihrer kleineren oder größeren Sünden traf und die er dabei durch Aktivierung seiner Plasmationsaura zu strafen suchte. Er fräste dabei abgestellte Fahrzeuge, die über die Kennzeichnung der Parkzone hinausreichten, mit derselben Selbstverständlichkeit ab, mit der er Fahrzeuge zurechtstutzte, die deren Fahrer regelwidrig in den fließenden Verkehr oder aus einer Nebenfahrbahn in die Hauptverkehrsadern einbringen wollten, und besonderen Spaß hatte er dann, wenn das Zurechtstutzen nicht nur das Fahrzeug, sondern auch den Fahrer betraf, und er hatte auch keine Skrupel, unbeteiligte Mitfahrer in seine Vernichtungsaktion

miteinzubeziehen. „Hätten sie sich halt den Fahrer besser ausgesucht“, rechtfertigte er sich gegenüber dieses harte Verhalten.

Statt der dreiundzwanzig Fälle des Vortages waren es diesmal hundertachtundfünfzig. Kein Wunder, dass es nun auch mehr Augenzeugen der eigenartigen Vorkommnisse gab. Immer häufiger tauchte bei den Behörden der Name Ytatong für den Verursacher des teils makabren, teils grausamen Geschehens auf. Bei der unumgänglichen Verhandlung darüber wusste aber der Behördenvertreter Ytatong nichts anderes vorzuwerfen, als dass sich die Zahl der Zeugen gegen ihn dramatisch erhöht hätte. Die Diskussion ging vor allem darum, wessen er eigentlich bezichtigt werde. Da niemand außer Ytatong die Methode der Plasmationsaura kannte, die Behörde aber gezwungen war, ausreichend schlüssiges Beweismaterial vorzuweisen, war es für Ytatong ein Leichtes, die Vorwürfe zurückzuweisen: „Wenn Sie mir sagen wollten, auf welche Weise die Formänderungen an Geräten und Opfern zustande gekommen sein sollen, könnte ich Ihnen leichter klar machen, dass ich es nicht gewesen bin, der dies getan hat“, war im Wesentlichen die Verteidigungslinie, die Ytatong einschlug.

Den wissenschaftlichen Sachverständigen, die von der Sache keine Ahnung hatten, rauchten die Köpfe, alleine um die vage Formulierung zustande zu bringen, es könnte sich vielleicht um eine Art Hyperlichtquelle handeln, mit so viel Energie, dass sie Materie nahezu augenblicklich zum Verdampfen bringe.

„Erstens: Woher sollte ich eine solche Lichtquelle haben, deren Funktionsprinzip Sie nicht einmal beschreiben können? Zweitens: Wie auch die Augenzeugen bestätigen, bin ich auf einem Quan unterwegs gewesen. Dieses ist, nehme ich an, viel zu klein, um die von ihnen vermutete, aber nicht existente Hyperlichtquelle darauf transportieren zu können. Drittens: Um eine Hyperlichtquelle hundertachtundfünfzigmal an einem Tag in Betrieb zu setzen, hätte es vermutlich auch einer Hyperenergieversorgung bedurft, und wie hätte ich diese, abgesehen von der Hyperlichtquelle, auf meinem Quan transportieren sollen? Und viertens: Sie haben doch mein Quan ausgiebig untersucht und nichts gefunden, was auf die Montage irgendwelcher Hypergeräte schließen lassen würde.“

Eigentlich wollte er noch hinzufügen: „Und fünftens: Würde eine Hyperlichtquelle nicht ganz anders aussehende Schneideflächen hinterlassen, als sie nach der Beschreibung des Herrn Behördenvertreter tatsächlich vorzufinden gewesen sind?“, unterließ dies aber dann, weil es doch ein zu deutlicher Hinweis auf die Unmöglichkeit einer nicht unmittelbar am Objekt strahlenden Lichtquelle gewesen wäre.

Die Sachverständigen jedenfalls konnten auf keine der Fragen eine zufriedenstellende Antwort geben, womit dem Behördenvertreter nichts anderes übrig blieb, als die hundertachtundfünfzig Fälle wegen Mangels an Beweisen den dreiundzwanzig Fällen des Aktes XL/1843/15/12 hinzuzufügen und für X einen Tag des Ge- und Nachdenkens zu prokla-

mieren.

Ganz am Ende der Verhandlung, als sich bereits alle Teilnehmer von ihren Sitzen erhoben, sprach einer der Sachverständigen, zu Ytatong gewandt, noch eine spontane Idee aus: „Es sei denn, Sie wären selbst die Hyperlichtquelle gewesen“, was bei allen ein der Situation völlig unangemessenes, heiteres Gelächter auslöste, am meisten aber bei Ytatong.

Diverses

7 Die Schlange

Er hatte seine Einbrüche gut vorbereitet, die Gepflogenheiten der Hausbewohner so unauffällig wie möglich beobachtet, den richtigen Zeitpunkt abgeschätzt, den Ablauf in Gedanken durchgespielt, das entsprechende Werkzeug dabei, Maske über dem Kopf, um nicht erkannt zu werden.

Er war aus einem der östlichen Länder eingewandert, um hier besser leben zu können. Da er aber keine Fähigkeiten besaß, die hier geschätzt wurden, ließ sich für ihn keine Arbeit finden, von der er hätte besser leben können. Außerdem tat er sich schwer, sich in die hiesige Gesellschaft einzufügen, deren Sprache zu lernen und war so an den Rand gedrängt worden, nur gelegentlich eine Hilfsarbeit findend, was zuwenig war, um das Leben meistern zu können. Da war es schon einfacher, den gesetzlichen Weg zu verlassen und sich mit Einbruchsdiebstahl zu verdingen, gelegentlicher Raub — falls die Bewohner wider Erwarten doch zu Hause waren — mit eingeschlossen.

Nun war er dabei, in ein Stadtrandhaus einzudringen, hatte sich auf eine Loggia im ersten Stock hochgeschwungen, um dort in Ruhe die Türe öffnen zu können. Mit Hilfe eines Diamantschneiders hatte er die äußere Scheibe geritzt, um ein Loch hineindrücken zu können; mit Klebeband hatte er die Stelle überklebt, um keinen Lärm durch das fallende Scheibestück zu verursachen. Ebenso verfuhr er mit der inneren Scheibe. Als aber der Weg für seine Hand frei war, nach dem Kipphebel greifen zu können, mit dem sich die Türe hätte öffnen lassen, tauchte aus dem Dunkel des hinter dem Loch liegenden Raumes plötzlich der Kopf einer Schlange auf, fuhr wie der Blitz auf den seinen zu, biss ihn ins Gesicht und verschwand gleich darauf wieder in der Düsternis des Innenraumes.

Nach diesem scheußlichen Erlebnis verließ ihn der Mut und er raffte seine Sachen zusammen, um zu verschwinden. Gerade als er dabei war, wieder nach unten zu klettern, verließen ihn die Kräfte und er fiel in die Büsche, unfähig, sich weiter zu bewegen. Schließlich trat die Atemlähmung ein, die ihn erstickte und ihm ging noch ein Mädchen durch den Kopf, das er in seiner Heimat einst geliebt hatte.

Und die Moral von der Geschicht': Steig' nicht in Häuser, von denen du nicht weißt, was drinnen ist. Dies darf durchaus auch metaphorisch aufgefasst werden.

8 Louisa

Dort, wo sie geboren war, wurde das i in ihrem Namen als ai gesprochen, was ihm einen außergewöhnlichen Charakter verlieh, den sie aber nie auf ihr Selbst übertragen hatte. Sie lebte in der Nähe einer kleinen Stadt und fühlte sich geborgen in der Einfachheit ihres Lebens, das ziemlich eintönig dahinplätscherte und über Einfalt hinaus nicht viel zuließ. Die Schulzeit hatte sie mit Bravour, aber ohne großen Einsatz überstanden und war seitdem in der elterlichen Bäckerei beschäftigt, deren Funktionsweise sie schon von Kindesbeinen an kennengelernt hatte, vom frühen Aufstehen ihres Vaters, um den Backofen anzuheizen bis zur Auslieferung der Ware in die Stadt und an abgelegene Stellen der Umgebung. Am besten gefiel ihr der Duft, der sie umfing, wenn sie im Geschäft stand und die Kunden mit einem Lächeln begrüßte, das dem Duft entsprach.

Abwechslung und Unterhaltung gab es wenig in ihrem Leben; hie und da ein Ausflug in die Stadt zu einem der Feste, die dort stattfanden; wo Musik gespielt und getanzt wurde und ihr nach ein wenig Alkohol auch das Gemüt so leicht wurde, dass sie ihren Alltag nur noch wie einen fernen Traum empfand.

In einer solchen Situation war ihr plötzlich, als würde sie in ihrem Inneren etwas bisher Unbekanntes spüren, das sie völlig erfasste. Sie ahnte nicht, was es war, überließ sich aber diesem seltsamen Gefühl und gab dem Bedürfnis nach, sich von der Menge zu entfernen, um in sich hineinzuhorchen. Auf ihrem Weg weg vom Trubel stand eine Bank, auf der sie sich niederließ, ganz alleine nun, den Lärm des Festes als Klangkulisse hinter sich und eingebettet in den Duft des Wäldchens, in dem sie sich befand. Und so träumte sie vor sich hin, voll von den unbekanntem Gefühlen, die in ihr brannten und wogten und sie zu überschwemmen drohten.

In ihren Träumen schien sich der sternenübersäte Himmel auf sie herabzusenken, sich um sie zu schmiegen und sie fühlte sich ringsum liebkost, zart zuerst, dann aber ungestümer und drängender. Sie spürte so viel jener Energie und den Zauber deren Macht, die all ihren Widerstand hätte brechen können, wäre sie nicht ohnehin bereits völlig hingeeben gewesen.

Allmählich wurde ihr wärmer, bis sie sich richtig eingehüllt fühlte in diese warme Umschlingung, und sie wünschte sich, es wäre eine menschliche Wärme, die sie umschlingen und ihr die Einsamkeit vertreiben möge und so hatte sie bald tatsächlich das engelsgleiche Bild eines Jünglings mit umlocktem Gesicht vor sich und sie schloss die Augen fester, um den Traum weiterzuträumen. Das, was sie so warm umfloss, versuchte nun auch, sie intensiver zu berühren, schließlich auch in sie einzudringen und sie genoss die Vorstellung, erfüllt zu sein von etwas Unbekanntem, Wunderschönem. Sie wollte, dass es bliebe, dieses unglaubliche Gefühl, und so blieb es, bis der Morgen heraufdämmerte. Immer wieder war sie in Morpheus Arme entschwebt, müde von der Feier und der Intensität ihrer Empfindungen, aber immer wieder auch aufgetaucht an den unteren Rand eines Wachbewusstseins, an dem

sie sich wieder erfüllt fühlte und sich weiter dem Traum hingab..

Als es schon hell um sie herum war, erwachte sie leicht fröstelnd und fand weder mehr den Sternenhimmel noch den Jüngling, der sie so wunderbar gewärmt hatte. Sie war etwas enttäuscht, dass diese unbeschreibliche Nacht vorüber war, aber sehr zufrieden damit, sie erlebt zu haben.

Als sie neun Monate später einen süßen Fratzen zur Welt brachte, der sie genau an *IHN* erinnerte, war sie so glücklich, dass sie es laut in die Welt schrie; nur: die Welt blieb stumm und nahm sie und ihr Glück nicht zur Kenntnis.

Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde.
Nach vielen, vielen Jahren erschuf er mich.

Was er sich dabei wohl gedacht hat?

9 Exklusivinterview mit Gott

Wenige Novembertage sind so außergewöhnlich wie jener fünfte es gewesen war. Es lag keineswegs am schönen, warmen Wetter; das kommt bisweilen auch im Mittherbst vor. Es war auch nicht die elegische Stimmung, die raschelndes Laub unter den Füßen und kahle Bäume verursachten. Sie ist jeden Herbst die gleiche. Was diesen Tag so von anderen unterschied, war die Tatsache, dass der Himmel ein Loch hatte. Ich konnte es ganz deutlich sehen, wenn ich nach oben blickte: der blaue Himmel hatte ein kreisrundes Loch und es war gelb. Ein strahlendes Dottergelb. Viel mehr noch als sehen aber konnte ich spüren, dass der Himmel offen war. Irgendwie fühlte ich Gott näher und es schien für mich die Gelegenheit gekommen, endlich das Gespräch mit Gott zu führen, das ich bereits vor langer Zeit angemeldet und mehrmals reklamiert hatte. Viel Hoffnung hatte man mir bei den zuständigen Stellen ja nicht gemacht, weil die Verbindungen zwischen Erde und Himmel mangelhaft und zumeist unterbrochen waren. Jetzt aber schien es soweit zu sein. Ich vernahm ein Knacken und dann eine dunkle, wohlklingende Stimme:

Hallo. Hier Gott. Bist du's, mein Sohn?

Jawohl. Hallo. Können Sie mich verstehen? Man hat mir gesagt, Sie würden sich bereit erklären, mir einige Fragen zu beantworten, die mich beschäftigen.

Jaja. Werden sehen.

Also, zuerst einmal: Haben Sie sich etwas Besonderes dabei gedacht, als Sie mich erschaffen haben?

Hm, nein – nicht, dass ich wüsste. Ich lass' eigentlich alles werden, wie's wird. Naja, und hie und da experimentiere ich halt ein bisschen. Warum fragst du? Bist du nicht zufrieden? O ja, danke – es geht. Aber die Welt als Ganzes, ich weiß nicht recht – warum haben Sie die geschaffen?

Weil es mir Spaß gemacht hat. Experimentiere halt gern. Wollte etwas zu meiner Unterhaltung tun.

Aber die Probleme! Die vielen Probleme . . .

Ach was! Gottes Stimme klang fast beleidigt:

Du brauchst mir gar keine Vorwürfe machen. Wie ich schon immer gesagt habe und jetzt wieder sage: Zum Problem wird etwas nur dann, wenn man es dazu macht.

Etwas eingeschüchtert durch Gottes lauter gewordene Stimme wagte ich erst nach einiger Zeit weiterzufragen:

Verehrter Herr Gott! Wenn ich der Menschheit einen Satz von Ihnen übermitteln dürfte, den wichtigsten, den allumfassenden: wie würde er lauten?

Naja, gern sag' ich's nicht. Aber früher oder später würdet ihr ja sowieso dahinterkommen:

In letzter Konsequenz ist alles Spiel.

Ich rang nach Worten.

Soll das heißen, dass alles, die ganze Welt nichts als Ihr Spielzeug ist? Kein Funken Ernst dahinter steckt? Kein großes Ziel erreicht werden soll?

Wozu die Aufregung? Spiel – Ernst. Was soll das? Was weißt denn du vom Spiel? Ich habe es in Gang gesetzt, Regieanweisungen gegeben . . . Die Naturgesetze? Wenn du so willst. Jetzt läuft es von selbst und ich unterhalte mich gut.

Und Sie greifen nicht ein?

Wozu? Die Schöpfung war anstrengend genug. Jetzt will ich amüsiertes Zuseher sein. Freilich, hie und da experimentiert man ein bisschen . . . Wieder kam das naturwissenschaftliche Interesse in mir zum Vorschein und ich fragte:

Und all das frei sich entwickelnde, ungeheuer vielfältig ablaufende – Spiel, wie Sie es bezeichnen, das Sie so fasziniert und amüsiert, das ist doch eine Frage der Unschärfe, nicht? Zum Teufel mit deinem Fachjargon! Der macht einen ja nur völlig verrückt! Aber nennen wir's so. Anders wirst du's ja doch nicht versteh'n. Also: Es ist nicht das Spiel, weil die Unschärfe ist, sondern die Unschärfe muss sein, weil das Spiel ist. Klar? Ich bin nur im Moment ein bisschen verwirrt.

Ist denn das nicht dasselbe?

Nein. Aber das macht nichts. Vielleicht kannst zur Abwechslung du mir etwas sagen: Wozu treibt ihr diese – Naturwissenschaften?

Ach Gott! Die Menschheit will halt immer wissen, was überall dahintersteckt. Und da Sie sich so selten zeigen, als großer Gott, als Anfang von allem, gibt es halt die Naturwissenschaftler, gewissermaßen als kleine Götter, die vor den anderen so tun, als wüssten sie, was wann, wo und warum so ist.

Hm. Aber das missfällt mir sehr.

Aber das kommt daher, dass Sie sich nicht zeigen. Würden Sie sich als einziger Gott, wie die Kirche sagt . . .

Papperlapapp. Ich weiß schon, was ich tu' und lasse.

Plötzlich sah ich, wie das dottergelbe, kreisrunde Loch sich zu verdunkeln begann. Herr Gott, rief ich, warten Sie doch. Ich wollte Ihnen noch ein paar Fragen zur Kirche stellen. Herr Gott! Herr Gott! Mit einem fürchterlich donnernden Knall schlug das Loch im Himmel zu. Viel mehr noch als sehen aber konnte ich spüren, dass der Himmel geschlossen war.

Herrgott, jetzt hat *Er* aufgelegt.

Einer, der schreiben will, schreibt ...